

Allerseelen im Weinlande

Kalt und feucht weht Ende Oktober der Wind über die Hügel des Weinlandes, wo noch vor zwei bis drei Wochen ein fröhliches Treiben herrschte. Nun sind die Weingärten leer, in allen Farben leuchten die Blätter und einige Krähen, fliegen langsam und schwerfällig in das weit entfernte Wäldchen. Bisweilen steigen weiße Nebelwolken aus dem grünen Walde und deuten auf ein kommendes Regen- oder Schneewetter. Deshalb sucht der Bauer um diese Zeit den Winterpelz, der ihn gegen jeden Frost schützt, hervor.

Das Leben in der Natur ist erloschen. Der Wind reißt die dünnen Blätter von den Bäumen und Sträuchern und führt mit ihnen ein tolles Spiel auf. Manchmal herrscht aber ein schönes trockenes Herbstwetter, das uns hinauslockt in die Natur; vom klarblauen Himmel leuchtet die warme Sonne, Bienen summen um einige Blumen, Marienfäden fliegen durch die Luft und hängen sich an unsere Kleider, wie eine große Farbensymphonie erscheint uns die absterbende Natur in diesen Tagen und ermahnt uns an die Vergänglichkeit alles Irdischen.

November - Totenmonat! Da feiern wir das Fest Allerheiligen, denken an die Verstorbenen und verlegen das gesellige Leben in die traute Wohnstube, wo sich alle um des Lichtes gesellige Flamme versammeln. Die Jugend steht nicht mehr am Feierabend bei der Brücke oder auf dem Dorfplatz, um die Tagesneuigkeiten zu besprechen; wir finden sie beim Kukuruzauslösen, im Gasthaus oder im Keller, wo der Heurige „verkostet“ wird. Er ist noch nicht rein und arbeitet noch immer. Ist es still im Weinkeller, so hört man deutlich, wie er aus dem Fasse ruft: „Du Lump, du Lump!“

Die Menschen sind in sich gekehrt und treffen die notwendigen Vorbereitungen zum Feste, das uns an jene erinnert, die der unerbittliche Tod aus unserer Mitte gerissen hat. Einen Tag widmen wir ihrem Andenken. Die Natur selbst gibt einen würdigen Rahmen zu diesem Fest, das sich so recht in den Spätherbst hineinfügt; wir könnten es uns gar nicht im Frühling oder im Sommer vorstellen. Totenfeiern gab es zu allen Zeiten und bei allen Völkern, weil immer der Glaube vorherrschte, dass die Verstorbenen als Geister Weiterleben und an dem Lebensschicksal der Nachkommen regen Anteil nehmen. So stellten die alten Ägypter Lampen und Lichter auf die Gräber, ließen sie eine ganze Nacht brennen und gaben dazu Speise und Trank, damit sich die Geister laben und stärken. Ähnliche Feiern kannten die Völker des Morgenlandes und die Germanen; es war bei ihnen mehr eine Totenverehrung, bei welcher Frohsinn, Tanz, Schmauserei und Trank nicht fehlten.

Die Christen ehrten ihre Verstorbenen in den Katakomben und zündeten ihnen ein Licht an. Die Kirche verlegte die Totenfeier zuerst auf den Freitag nach Ostern und auf den Sonntag nach Pfingsten; gegen die altheidnischen Sitten und Gebräuche führte sie einen erbitterten Kampf; doch konnte sie dieselben nicht ausrotten, wohl aber in ein Christliches Gewand kleiden; sie verwandelte den Totenkult in einen Seelenkult, verlieh dem Feste mehr einen ernsten und würdigen Charakter und verlangte die Opfergaben, die den Toten bestimmt waren, für die Armen.

998 feierte der Benediktinerorden das Allerseelen- und Allerheiligenfest im christlichen Geiste, nach 1006 bürgerte es sich langsam in dem allgemeinen Kirchenkalender ein. Doch erwähnt Dr. B. Dudik in seiner „Geschichte Mährens“, dass noch im 12. Jahrhundert in den Sudetenländern Lustbarkeiten zu Ehren der Toten stattfanden und die Kirchenfeste damals ein Gemisch von christlichen und heidnischen Gebräuchen waren. Bis auf unsere Zeit erhielten sich die Speisen und Gebäckformen von den heidnischen Feiern (Bohnen, Erbsen, Hirse und das Zopfgebäck). In der Steinzeit war es Sitte, dass die Witwe nach dem Tode des Mannes sterben musste; tat sie es nicht freiwillig, so wurde sie erschlagen. Ein Grab, das vor Jahren in Schleinbach bei Wolkersdorf freigelegt wurde und heute im n. ö. Landesmuseum in Wien zu sehen ist, beweist diesen rohen Brauch. Später musste die Frau ihren Zopf opfern und schließlich gab sie dafür ein Gebäck in Form eines Zopfes auf das Grab des Verstorbenen. Von daher rührt unser Allerheiligen-Striezel, der ein ausgesprochenes Totengebäck ist. Daneben sind es noch die Kolatschen, die Brezeln, die Fladen aus Mehl und Honig, die Wecken und die Lichterkuchen. Dass bei einem Friedhofsbesuch noch fest gegessen und getrunken wird, sah ich 1916 in Südungarn und Serbien; es war die alte Sitte des Totenopfers, das aber heute von den Lebenden verzehrt wird, weil es die körperliche Gesundheit fördert.

Unser Gedenken an die Toten ist mit Ernst und Würde verbunden; denn wir halten das Grab in Ehren,

schmücken es zu Allerheiligen mit Blumen, Kränzen, Rosen, Dahlien und Chrysanthemen, vermeiden die unschönen Kunstblumen und alles Buntfarbige. In den grünen Kränzen bemerken wir Mohnköpfe, Tannen- und Fichtenzapfen eingeflochten. Öllampen oder Kerzen brennen auf dem Grabe und die Wege des Friedhofes sind rein und sauber gekehrt.

Am Allerheiligentage treffen sich die Verwandten und Bekannten. Es ist ein wirkliches Sippenfest wie der Kirtag: alle erscheinen in der Heimat, um der Verstorbenen zu gedenken, ihnen einige Blumen auf das Grab zu legen und die Lebenden zu besuchen und mit ihnen ein paar Stunden zu verbringen. Es ist ein ernster Gang der Weg zum Friedhof, der keine fröhliche Stimmung aufkommen lässt. Jeder erinnert sich an die Toten, die in der kühlen Heimerde oder vielleicht weit in der unbekanntenen Ferne ruhen und denen kein Licht auf dem Grabeshügel an diesem Tage brennt. In der Küche oder im Vorhaus zündet bisweilen die Bäuerin ein Nachtlicht an, legt die Gabeln und Messer in die Tischlade, weil nach dem Volksglauben die Seelen das Wohnhaus des Nachts besuchen; sie könnten sich da an den scharfen Geräten leicht verwunden. Die Dienstmagd stellt deshalb die Rechen und Gabeln im Stalle so, dass die Spitzen nicht nach aufwärts gerichtet sind; auch soll man an diesem Tage nicht nähen, flicken oder stricken. Die Bäuerin hat schon am Vortage mehrere Striezel gebacken; denn die Armen gehen von Haus zu Haus und bitten um einen Allerheiligenstriezel; die Kinder holen sich einen solchen beim Tauf- und Firmpaten. Die Burschen des Dorfes versammeln sich im Gasthaus und spielen da einige Striezel aus; früher bedienten sie sich nicht der Karten, sondern des Würfels. In Alt-Lichtenwarth ist das Herz-Aß-Spiel beliebt; jeder Bursche, der da teilnimmt, zahlt zuerst einen Geldbetrag ein. Wer beim Kartenausgeben das Herz-Aß erhält, gewinnt den Striezel.

In der Nacht hängen die Burschen spröden Mädchen einen Strohzopf an die Haustür oder an das Fenster, werfen ihn vielleicht gar auf das Dach oder heften ihn am Hoftor fest. In Prinzenndorf und Eibesthal errichten die Ortsburschen am Dorfeingang einen Triumphbogen aus Stroh und hängen Strohkränze über die Straße. Die dreiteiligen Strohzöpfe, die von dem Bogen herabhängen, sind oft 1 Meter lang und mit buntfarbigen Bändern oder Mascherln geschmückt. Die Mädchen verbringen da oft eine schlaflose Nacht und stehen schon vor Morgengrauen auf, um gleich nachzusehen, was los ist. Finden sie einen Strohzopf, so verschwindet er sofort, bevor ihn die Nachbarn entdecken. In Gaubitsch verwenden die Burschen statt des Strohs die „Maisbladln“ vom Kukuruzauslösen und verfertigen daraus Puppen. Dieser Brauch ist ein Überrest des alten Volksgerichtes, das im Herbst über alle Missetäter und Feinde der Dorfgemeinschaft abgehalten wurde.

In Falkenstein bestand eine eigene Toten- oder Allerseelenbruderschaft, die der Pfarrer Adam Palli 1678 am Jakobitag errichtet hatte. Ich erinnere mich noch gut an das wenig geschmackvolle Bild der armen Seelen im Fegefeuer, das hier in der Pfarrkirche neben dem Eingang zu sehen war und dann übertüncht wurde. In Mistelbach erschienen beim Seelenamte alle Handwerker, um die Verbundenheit mit den verstorbenen Kameraden zu zeigen.

Am Allerheiligentag ist der Ortsfriedhof überfüllt von den Dorfbewohnern, die den Verstorbenen einen Besuch machen. Häufig fließen Tränen und verweinte Augen lassen den Schmerz erkennen, dass im kühlen Grabe ein treues, unvergessliches Herz ruht. Es sind stille Stunden besinnlicher Einkehr, man spricht von den Verstorbenen, erzählt von ihrem Leben und Treiben, sodass es den Anschein hat, als wären sie wirklich auf kurze Zeit in unsere Mitte zurückgekehrt.

Nicht nur die Sippengemeinschaft zeigt sich an diesem Totenfeste, auch die Dorfgemeinschaft lebt hier im Friedhofe auf und befestigt die Bande, die alle umschlingen, die im Dorfe aufgewachsen sind. Jeder hat ein tröstendes Wort für den Schmerz des Nächsten; alte Schulkameraden treffen sich da, tauschen Jugenderinnerungen aus, erzählen von Freud und Leid vergangener Tage und können sich nicht trennen von der Stätte, wo die Ahnen ruhen. Langsam breitet die Dämmerung ihre dunklen Schatten über das stille Tal; vom Turme erklingt das Glockengeläute für alle, die in der Heimat und in der Ferne ruhen. Das Volk sagt: „Nun läuten sie die armen Seelen aus.“ Der Friedhof gleicht in den Abendstunden einem geheimnisvollen Lichtermeere, durch das die Ortsbewohner langsam noch einmal schreiten, ehe sie heimkehren.

Früher war der „Allerseelentrunk“ gebräuchlich, der als Weinopfer für die Verstorbenen galt. Heute ist er vergessen; dafür geht es in den Keller, um den „Heurigen“ zu kosten. Anfangs stockt die Unterhaltung, aber langsam löst der Wein die Zunge und weckt die Geister, sodass Frohsinn und

Heiterkeit in dem Keller herrschen. Vergessen sind Schmerz und Trauer, der Wein vertreibt die düsteren Friedhofsgedanken und das Leben beansprucht sein Recht. Es ist ein Familienfest und alle beseelt eine stille Freude; denn weiß Gott, wer nächstes Jahr noch lebt; darum will jeder die irdischen Freuden bei einem vollen Glase Wein genießen.

Weil Allerheiligen ein Lostag im Bauernkalender ist, so schaut der Hauer auf Wind und Wetter. Hat die Natur ein Winterkleid, dann bringt Martini noch einen kurzen Sommer. Der Weinbauer hat aber lieber ein sonniges und schönes Allerheiligenfest; denn die Bauernregel sagt:

Soll der Winzer glücklich sein,
so tritt Allerheiligen im Sommer ein.

Am 1. November begann früher das Militärjahr für die Rekruten, die an diesem Tage in ihrer Garnison sein mussten, um hier durch zwölf Jahre, später durch drei Jahre „des Kaisers Rock“ zu tragen. Für manchen Burschen, der in der Freiheit aufgewachsen war, galten diese Jahre als Gefängnisstrafe; gewöhnlich war es der arme Teufel, dem dieses bittere Los zufiel, weil sich der Reiche vom Militär loskaufen konnte. Im Jahre 1747 kostete dieses „Auslösen“ 40 fl. (1 Metzen Hafer = 36 kr., 1 Eimer Wein = 2 fl. 20 kr.). Umso größer aber war seine Freude, wenn er nach Jahren wieder gesund und frisch heimkehren konnte.

Veröffentlicht in: „Der Winzer“, Jg. 1948, Nr. 11, 1. 11. 1948, Seite 131 - 132